



Wieso abonniert die Bibliothek nicht alle von mir gewünschten Titel?

Das Geschäftsmodell 'Fachzeitschrift' ist gescheitert

David Morse, Stellvert. Direktor für Bestandsaufbau, Norris Medical Library, University of Southern California, Los Angeles

Die „Erfindung“ der wissenschaftlichen Zeitschrift in den frühen Jahren des 19. Jahrhunderts war vielleicht der bedeutendste wissenschaftliche Fortschritt seiner Zeit. Das Zeitschriftenjournal ermöglichte eine (relativ) schnelle Verbreitung von Informationen, ermutigte Wissenschaftler Fragestellungen gemeinsam mit Kollegen anzugehen und machte das Publizieren der Ergebnisse zum wichtigsten Kriterium guter Forschung, da nur so die Ergebnisse von anderen verifiziert werden konnten.

Zu Beginn jener Ära hätte sich keiner vorstellen können, wie schnell die Zahl der Zeitschriften sich vervielfachen würde, und in welchem Ausmaß die Kommerzialisierung der wissenschaftlichen Veröffentlichung (ursprünglich in der Hand von nicht profitorientierten Fachgesellschaften) aus der wissenschaftlich Information eine kostspielige und gewinnträchtige Ware gemacht hat.

Bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg organisierten Bibliothekare den Widerstand gegen die in ihren Augen ungerechtfertigten, jährlichen Preisanstiege für medizinische Zeitschriften - besonders europäischer Verlage. Sie hielten naiverweise an dem Glauben fest, dass es die Funktion von Verlegern wäre, wissenschaftliche Ergebnisse so weit wie irgend möglich zu verbreiten. Überflüssig zu sagen, dass auch die Autoren genau dies im Sinn hatten, als sie die Früchte ihrer Geistesarbeit den Zeitschriften kostenfrei zur Verfügung stellten. Und viele Titel (hauptsächlich in den medizinischen Fachgebieten) haben diese Aufgabe hervorragend erfüllt: Sie hielten die Preise niedrig, die Auflage hoch und finanzierten sich darüber hinaus auch manchmal durch Anzeigen.

Aber die großen kommerziellen Verlage wie Elsevier, Springer, Wiley & Sons und Gordon and Breach erkannten sehr schnell die neue Marktnische zur Absicherung ihrer horrenden Profite: Die sehr hochpreisigen Zeitschriften mit einer geringen Auflage, die sich nur die finanzkräftigsten Bibliotheken leisten konnten. Sie führten neue Titel mit anfangs moderaten Preisen auf denjenigen Gebieten ein (insbesondere der experimen-

tellen Biomedizin), die von den nicht profitorientierten Verlegern schlecht abgedeckt waren.

Hatte sich ein Titel erst mal als Hauptzeitschrift auf einem Gebiet etabliert, wussten die Verlage, dass sie nun ein de-facto-Monopol besaßen: Keiner konnte sie mehr daran hindern, die Preise nach Gutdünken zu erhöhen. Und selbst wenn einige Bibliotheken diese Zeitschrift abbestellten, würden sie die Kosten einfach auf die übrigen Abonnenten verteilen. Auf diese Weise haben diese Titel heute oft weniger als 300 Subskribenten - so viel zur Förderung der Verbreitung von Informationen.

Was kann die Fakultät tun, um den freien Zugang zu wissenschaftlichen Informationen zu fördern?

Den Zeitschriftenbestand einer mittelgroßen Medizinbibliothek auch nur auf dem Niveau des Vorjahrs zu halten, verursacht Kostensteigerungen von durchschnittlich 10-12% pro Jahr. Es erübrigt sich zu sagen, dass die jährlichen Etaterhöhungen von Medizinbibliotheken selten diesen Betrag decken. Bei der Norris Medical Library kosten die jährlichen Zeitschriftenabos mittlerweile gut über eine Mio. Dollar - trotz regelmäßiger Abbestellungsrunden. Und es ist verständlicherweise ein überaus schwieriges Geschäft, den universitären Unterhaltsträgern klarzumachen, warum sie regelmäßig 100.000 \$ über den Tisch schieben sollen, nur um den Status Quo aufrecht zu erhalten.

Die Kardinalfrage angesichts dieses prekären Ungleichgewichts lautet: „Sind die akademische Gemeinschaft und der wissenschaftliche Fortschritt mit einem Kommunikationssystem gut bedient, das über 200 Jahre alt ist?“ Dieses paradigmatische System des akademischen Publikationswesens wird nun durch das Internet fundamental erschüttert. So stellt z.B. Paul Ginsparg's Preprintserver für Artikel aus der Hochenergiephysik ein neues Modell wissenschaftlichen Kommunizierens dar. In diesem Modell sind Artikel für jedermann frei verfügbar. Parallel dazu benutzen die Verlagshäuser das Internet und

ihre elektronischen Zeitschriften als Druckmittel, um noch mehr Geld aus den Bibliotheken herauszupressen. Sie verlangen für den Internetzugang (via Campuslizenz) zu ihren Zeitschriften sogar noch mehr als für die gedruckten Versionen und fügen in die Lizenzverträge Klauseln ein, die es Bibliotheken verbieten Zeitschriften abzubestellen.

Ob nun das Internet das wissenschaftliche Kommunikationswesen befreien oder seinen Status als gewinnträchtige Ware verstärken wird - diese Frage ist zur Zeit also noch offen. Bibliothekare und Wissenschaftler arbeiten gemeinsam daran, die wissenschaftliche Kommunikation aus dem Würgegriff der kommerziellen Zeitschriftenverleger zu befreien. Im Verlauf der letzten Jahre haben sich mehr als 25.000 Wissenschaftler dazu verpflichtet, ihre Forschungsergebnisse nur noch in denjenigen Zeitschriften zu veröffentlichen, die ihre Inhalte frei zur Verfügung stellen (entweder sofort oder nach einer Wartezeit von sechs oder zwölf Monaten). Diese Initiative kam nach Jahrzehnten, in denen Bibliothekare immer wieder darauf hingewiesen hatten, dass die explodierenden Zeitschriftenpreise den wissenschaftlichen Fortschritt ernsthaft aufs Spiel setzen. Jedes Jahr sind Bibliotheken aufs Neue gezwungen Titel abzubestellen. Wichtige neubegründete Zeitschriftentitel können nicht durchstarten, weil einfach nicht genug Geld für alle Titel da ist.

Nun ist auch die „Scientific Community“ - die eigentlichen Nutzer der wissenschaftlichen Information - auf dieses Problem aufmerksam geworden und entwickelt Lösungsstrategien. Unter den über 30.000 Unterzeichnern der Public Library of Science Initiative waren neun Fakultätsmitglieder der Keck School of Medicine [der Fakultät des Autors] und eine Vielzahl von anderen bekannten Wissenschaftlern. Das Ziel dieser und anderer Bemühungen ist nicht, die Verleger aus dem Geschäft rauszuwerfen, aber die Autoren der wissenschaftlichen Berichte wollen wenigstens einen Teil des Wertes ihrer Arbeit zurückhaben, anstatt auch noch dafür zahlen zu müssen.

Im gegenwärtigen System verschenken die

Forscher, die von ihren Universitäten bezahlt werden, die Ergebnisse ihrer Forschung an große Verlagskonzerne, die diese Informationen dann – durch die Bibliotheken - an die gleichen Universitäten zurückverkaufen. Es gab mal eine Zeit, wo unter den Zeitschriftenverlegern hauptsächlich wissenschaftliche Fachgesellschaften und andere nicht-profitorientierte Gesellschaften waren, die aus den Kosten des Redigierens, Druckens und Verteilens einen realistischen Zeitschriftenpreis berechneten. Jedoch sind die Titel dieser Gesellschaften in zunehmendem Maße von einer Handvoll Verlagsgiganten übernommen worden, die den Preis danach kalkulieren, was der Markt hergibt und was die höchsten Dividenden für ihre Aktien abwirft. Zeitschriftenpreise in der Größenordnung von 2.000 bis 5.000 \$ sind nicht länger unüblich. Diese unglaublichen Kosten verursachen oft eine weitere Spirale von gekündigten Abonnements und höheren Kosten für die verbleibenden Subskribenten. Die Anstrengungen der Public Library of Science reduzieren diesen kostensteigernden Effekt, den die großen Verlage verursachen, indem zumindest ein Teil der publizierten Artikel der Öffentlichkeit frei zur Verfügung gestellt werden wird.

Bibliotheken und Universitäten arbeiten auch in Initiativen wie SPARC¹ zusammen, um die Entwicklung von alternativen, niedrig-preisigen Zeitschriften in einer Vielzahl von Fachgebieten zu beschleunigen. Diese Initiativen können aber nur dann erfolgreich sein, wenn die Wissenschaftler der Universität in diesen alternativen Zeitschriften auch publizieren. Zusätzlich sollten alle Fakultätsmitglieder, die in Editorial Boards sitzen, proaktiv daraufhin arbeiten, dass ihre Verleger realistische Preise verlangen und so viel wie möglich frei im Internet zur Verfügung stellen. Die Wissenschaftler und Ärzte der Medizinischen Fakultät können auch mit den Berufsverbänden und Fachgesellschaften zusammen einen eigenen internetbasierten Publikationsservice aufbauen. Dabei ist man nicht auf die Hilfe kommerzieller Verleger angewiesen, da die Infrastruktur dafür bereits vielerorts zur Verfügung steht. Schlussendlich sollten die Autoren von wissenschaftlichen Veröffentlichungen daran denken, ihre Artikel selbst zu archivieren, und sie anderen übers Internet frei zugänglich zu machen.

Doch am allerwichtigsten erscheint mir, dass sich alle Mitglieder der Fakultät gegenseitig über die Preispraktiken und Zugangsbeschränkungen der Zeitschriften informieren, in denen sie selbst publizieren. Darüber

hinaus sollten sie Veröffentlichungen in verantwortungsbewussten Zeitschriften einreichen wie z.B. den Proceedings der National Academy of Sciences, dem EMBO Journal und dem Journal of Clinical Investigation, da sich diese mehr um den wissenschaftlichen Fortschritt kümmern als um die Maximierung ihrer Profite.

Langsamer aber stetiger Fortschritt in Richtung Open Access Zeitschriften

Was haben die drei Zeitschriften *Diabetes Research*, *Toxicology Letters* und *Current opinion in Microbiology* gemeinsam? Es sind alles Zeitschriften, auf die meine Fakultät keinen Zugriff hat, weil sich die Bibliothek diese Titel nicht leisten kann. Mit dieser Situation sind momentan alle biomedizinischen Bibliotheken konfrontiert, und die Antwort auf dieses Problem kann nicht nur heißen, mehr Geld zu finden. Selbst eine Verdopplung des Bibliotheksetats würde auch wieder wichtige Forschungsergebnisse ausschließen, weil Geld im Informationszeitalter immer knapper sein wird als Information – zumindest solange wie wissenschaftliche Forschungsergebnisse ausschließlich wie eine käufliche Ware behandelt werden.

Jetzt jedoch sind die wissenschaftlichen Fachgesellschaften und die Bibliotheken, die ihnen dienen, in der Etablierung von nicht-kommerziellen, alternativen Strukturen zur Verbreitung von wissenschaftlicher Literatur ein Stück vorangekommen. Die kürzliche Unterzeichnung der Budapest Open Archives Initiative² durch große akademische Vereinigungen stellt eine Übereinkunft dar, dass Forschungsergebnisse öffentliches Gemeingut sind, ohne Hypothek durch finanzielle Barrieren, wie sie von kommerziellen Verlagen errichtet werden.

Die Initiative verfolgt zwei Strategien. Die erste besteht in der Archivierung von Reprints von Artikel-Reprints durch institutionelle Server, die diese Daten in Übereinstimmung mit dem Open Archives Initiative-Protokoll speichern. Die Daten dieser OAI-Server können dann durch zentralisierte Server gesammelt werden, um sie unter einer einzigen Oberfläche zugänglich und suchbar zu machen. Obwohl viele Verlagsverträge verlangen, dass die Autoren ihre Urheberrechte an die Verleger abtreten, kann nichts die Autoren daran hindern, eine noch nicht peer-reviewte Version eines Artikels zu archivieren, gemeinsam mit einem Dokument, das die nachträglichen Änderungen gegenüber der referierten Endversion aufführt. Einige große Universitäten, darunter die University of California mit ihrer California Digital Library und die University of Michigan,

haben gerade angekündigt, offene Archive für alle Forschungsartikel zur Verfügung zu stellen, die von den Fakultätsmitgliedern eingereicht werden.

Der zweite große Vorstoß der Budapest Open Archives Initiative ist es, eine neue Generation von Zeitschriften zu unterstützen, die dem Prinzip von Open Access verpflichtet sind. Weil über 25.000 Wissenschaftler die Erklärung der Public Library of Science unterzeichnet und sich damit verpflichtet haben, nur noch in Open Access Zeitschriften zu publizieren, gibt es momentan einfach nicht genug Open Access Zeitschriften, um die vielen Artikel auch zu veröffentlichen. Offensichtlich müssen Journale, die weder Abonnementspreise verlangen noch pay-per-view-Gebühren, erst einmal neue Mittel und Wege der Finanzierung finden, und es wird sicherlich noch einige Zeit brauchen, damit sich überlebensfähige Strategien entwickeln.

Die zur Zeit wahrscheinlich erfolgreichsten biomedizinischen Open Access Zeitschriften sind diejenigen von BioMed Central³. Sie stehen allen auf dem WWW frei zur Verfügung. Die notwendigen Mittel für den Peer-Review-Prozess, das Redigieren und die Pflege der Webseiten werden durch Autorengebühren von 500 \$ pro Artikel eingeworben. Alle Zeitschriften werden von MEDLINE indexiert und können auch in unseren Bibliothekskatalogen⁴ gefunden werden.

Außerdem bietet BioMed Central die Möglichkeit an, auf die individuellen Autorengebühren zu verzichten, wenn stattdessen die Institution einen jährlichen Beitrag leistet (rund \$ 7.500 für eine mittlere Universität). Fakultätsmitglieder, die Nutzen aus einer solchen institutionellen Mitgliedschaft ziehen wollen, sollten sich an ihre Bibliothek wenden.

¹ SPARC = „The Scholarly Publishing and Academic Resources Coalition“ <http://www.arl.org/sparc/>. In Deutschland gibt es das German Medical Science-Projekt <http://www.egms.de/de/>

² <http://www.soros.org/openaccess/> (man denke auch an die Berliner Erklärung, <http://www.zim.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>)

³ <http://www.biomedcentral.com/>

⁴ In Deutschland z.B. in der EZB: <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/>

David Morse (dmorse@usc.edu)
(Mit freundlicher Genehmigung von David Morse aus dem *Norris Medical Library Newsletter*, Nr.32, 2000 S.2, Nr.36, 2002 S.2, Nr.37, 2002 S.2
Übersetzung: Dr. Oliver Obst, Münster)
<http://www.usc.edu/hsc/nml/newsletters/>